

So hatte sich über dem für gewöhnlich so friedlichen Haupte ein Gewitter zusammengezogen, das mit jähem Ausbruch drohte, und mitten in diese schwüle Stimmung schlug plötzlich ein energisches Lächeln der Hausklingel — es war Jemand gekommen. Dieser Jemand war ein junger Mann in der Uniform eines Eisenbahn-Beamten, dem die Uniform vortrefflich stand, weitestgekrümmtem Gesichte und mit einem Paar Augen in dem Gesichte, die wie eine lachende Herausforderung an das Leben mit seinen Nerven und Tüden ausstrahlten.

Es war der Otto, der in Folge tüchtiger Leistungen zu einer „richtigen Stellung“ gelangt war und der nun kurz entschlossen daherkam, sich in seine „richtige Stellung“ eine „richtige Frau“ zu holen und seiner Anna anzukündigen, daß es für sie Beide Zeit sei.

Kein Wort hatte er vorher geschrieben; als besonderes Vergnügen hatte er es sich ausgedacht, seine Braut mit der großen Freudenbotschaft zu überraschen — und die Überraschung war ihm denn auch gelungen; in einem Maße sogar, daß er zunächst gar nicht daraus klug wurde.

In der Küche, in die er stürmenden Schrittes eingedrungen war, hatte es einen lauten Aufschrei gegeben; leichtsinnig war die Anna vom Stuhle aufgesprungen, als sie den Eintretenden erblickte, und „stief wie ein Plättchen“ — so berichtete die Köchin der Hausfrau — war sie dem Bräutigam in die Arme gefallen. „Von Freude“, so meinte die Köchin, „wäre nicht viel zu bemerken gewesen; laum ein Wort überhaupt hätte sie herausgebracht, während der Bräutigam sich neben sie gesetzt hätte und so jämlich gewesen wäre, so jämlich“ — daß die Köchin es schließlich gar nicht mehr hatte mit ansehen können, sondern spornstreichs zur grünen Frau gelaufen war, ihr Alles zu erzählen.

Frau Margaretha begab sich in die Küche, und als Heidenstamm wenige Augenblicke darauf von seinem Papiere aufblickte, standen die beiden Menschen vor ihm.

Ein Wohlgefühl überströmte ihm die Seele, als er den jungen Mann, kernig und frisch wie das blühende Leben, neben dem blauen, verdämmten Mädchen gewahrte, und sein Herz schlug in dem Gedanken auf: „Der kommt zur rechten Zeit“.

Er sprang vom Schreibtische auf und mit ausgestreckten Händen ging er auf das Mädchen zu. „Na, Anna, ich wünsche Ihnen Glück! Aber wirklich, von Herzen, und ich denke, hier wird's nicht fehlen!“

Beide Brautleute hatte er an den Hand erfaßt, und indem er jetzt, so von innerer Freude strahlend, vor ihnen stand, ließ das Mädchen den Blick, der noch immer am Fußboden gehaftet hatte, langsam an ihm emporgleiten, bis zu seinem Gesichte, sah ihm einen Augenblick in die Augen, dann wandte sie sich, fiel dem Bräutigam mit beiden Armen um den Hals und brach in einen langen, wortlosen Strom von Thränen aus.

Alles stand verblüfft; der einzige, der da begriff, was in dem Mädchen vorging, war vielleicht Heidenstamm; und indem Frau Margaretha sein unwillkürlich erschütterndes Gesicht sah und an den Blick dachte, mit dem Anna soeben an diesem Gesichte gehagert hatte, mochte auch ihre eine Ahnung vom Zusammenhange der Dinge und damit zugleich eine Erklärung für alles aufgehen, was ihr unerklärlich gewesen war. Ihre Gefühle, die nicht mehr die freudlichsten gewesen waren, befehligen sich, sie trat hinzu und strich dem weinenden Mädchen über das Haar.

„Beruhigen Sie sich doch, Kind“, sagte sie; „geben Sie denn nicht gern mit Ihrem Bräutigam?“

Anna wandte sich um, ergriff beide Hände der Frau und beugte sich darüber, als wollte sie die Hand küssen.

„Sind Sie mit nicht böse, gnädige Frau“, schluchzte sie, „hnd Sie mit mir nicht böse! Ich bin gewiß nicht so in Ihrem Dienst gewesen, wie ich hätte sein sollen — aber — ich kann es Ihnen ja nicht so beschreiben“ — und ihr Blick senkte sich wieder auf den Fußboden — „und wenn ich dachte, wenn ich von hier fort bin, und Sie dächten schlecht von mir — in einem erneuten Ueberdruß thummerdoffter Leidenschaft stürzte sie sich obermals über den Bräutigam her und hing sich an seinen Hals.

„Kommen Sie doch zur Ruhe, Anna“, sagte jetzt Heidenstamm kräftigen Tones; „Niemand wird bei uns schlecht von Ihnen denken; freuen werden wir uns, wenn wir hören, daß es Ihnen gut geht an der Seite eines so

braven, tüchtigen Mannes, wie es Ihr Bräutigam ist.“

Er hielt ihr die Hand hin. „Geben Sie mir die Hand, Anna; Sie gehen jetzt in ein neues Leben; wenn man in ein neues Leben eintritt, muß man den Kopf hoch nehmen und tapfer sein, und wenn es ein gutes neues Leben ist, muß man nicht weinen, sondern freudigen Herzens sein.“

Das Mädchen hatte, während er sprach, das Haupt aufgerichtet, lachend, als sollte ihr keines von seinen Worten entgehen, als wollte sie jedes derselben in sich eingraben; ihre Thränen waren versiegt, langsam wandte sie sich jetzt zu ihm um, und zögernd, wie am ersten Tage, kam ihre Hand seiner ausgestreckten Hand entgegen und schob sie hinein. Diesmal suchte ihre Hand nicht, wie damals; Heidenstamm fühlte, wie ihre Finger sich um die seinen schlängeln, mit einem sanften, stärker und stärker werdenden Druck, so daß ihm war, als saugte ihre Hand sich an der seinen fest. Zu dem allen sprach sie kein Wort, ihr Mund war geschlossen, nur ihre Augen sahen ihn an, mit einem tiefen, klagenden, Abschied nehmenden Blick. Und indem er sie so hielt und ihr in das bleiche, vom mühtigen Seelen-Ausdruck wunderbar veränderte Antlitz schaute, war es, als wenn sich eine treibende Gewalt, eine unsichtbare Hand in ihren Rücken legte, die sie vorwärts drängte, ihren Oberleib vornüber beugte, auf ihn zu, auf Heidenstamm zu, immer stärker, immer unwiderstehlicher, immer näher, bis daß sie plötzlich, bevor er noch wusste, was sich begab, niedersank und knieend vor ihm lag.

„Aber Anna!“ wollte er rufen — der Laut erstickte ihm in der Kehle. Mit beiden flachen Händen umfing er ihr Haupt und drückte die Lippen auf ihren blonden Scheitel. Und als sie seinen Kuß auf ihrem Haare fühlte, ging ein Zittern durch ihren Leib, als schauerte ihr das Mark, ihr Haupt sank hintenüber, ihre Augen schlossen sich und ihr Mund hob sich empor, zu Heidenstamm's Munde, der über ihren Lippen war. So naturgewaltig war diese Bewegung, so gebieterisch dieses demüthige Flehen, daß Heidenstamm, kaum wissend, was er that, sich niederbeugte und seine Lippen in einem tiefen, langen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Kaum war dies geschehen, als sie auf die Knie sprang, sich zu dem Bräutigam wandte, der sprachlos dem Vorgange zugehört hatte, ihn an der Hand ergriff und über die Schwelle zog, um mit ihm hinauszuweichen. An der Thür aber blieb sie noch einmal stehen; ihr Blick senkte sich; man sah ihr an, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte und sich nicht getraute, es auszusprechen.

„Wollen Sie mir noch etwas sagen?“ fragte Heidenstamm. Sie gab keine Antwort, aber sie ließ die Hand des Bräutigams fahren und kam einen Schritt zurück.

Heidenstamm trat an sie heran. „Was ist es denn?“ Sie kämpfte noch mit sich, dann erhob sie den Mund zu seinem Ohr:

„Grade das Buch“, flüsterte sie, kaum vernehmlich, „auf das ich mich am allermeisten gefreut hatte, daß ich nun doch nicht mehr lesen können.“

Heidenstamm ließ den Blick zum Bücher-Regal hinübergehen. Am Ende der Reihe stand ein dicker Band, ein Roman, den er geschrieben hatte; er erfaßte sich, daß dieser noch nicht aus der Reihe herausgenommen worden war.

Ein Lächeln ging über seine Züge. „Meinen Sie den Roman?“ fragte er leise. Schweigend nickte sie „ja“.

Heidenstamm überlegte einen Augenblick, dann trat er an das Regal. „Ich will Ihnen ein Andenken mitgeben“, sagte er laut, „und es soll mein Hochzeitsgeschenk für Sie sein, Anna — nehmen Sie dies.“

Er nahm das Buch vom Brett und hielt es ihr hin. Mit beiden Händen griff sie danach. „Das — darf ich behalten?“

Frau Margaretha folgte ihnen, um die geschäftlichen Fragen der Entlassung und Entlohnung zu ordnen; Heidenstamm blieb allein.

Einige Zeit darauf hörte er Waggengerumpel vor dem Hause; Otto hatte eine Droschke geholt; vom Fenster aus sah Heidenstamm, wie er mit seiner Anna einstieg. Die Droschke setzte sich in Bewegung — das Glückwünschen flog davon.

Vom Fenster, an dem er gestanden hatte, so lange er die Droschke mit den Augen verfolgen konnte, wandte er sich ab, im Zimmer ging er auf und nieder, dann blieb er vor dem Bücher-Regal stehen. Auf dem Brett, das seine Bücher trug, war eine Lücke. Dort hatte das Buch gestanden, das er ihr mitgegeben hatte auf den Weg. Seine Augen haften an der leeren Stelle; es war ihm, als fühle er es in sich selbst, als wäre etwas in seinem Leben gewesen, das nun nicht mehr da war, nie mehr da sein würde — in den Augen fühlte er ein Drängen und Quälen — eine stumme Thräne flog ihm langsam über die Wangen.

Die Stiefmutter.

Von C. F. Phillips.

„Aber lieber Jimmy, Du bist ja gewiß ein sehr guter Junge und ich habe Dich auch von Herzen lieb; wenn indessen Dein Vater nicht einwilligt, wozu überhaupt davon sprechen?“

James Brennan, der einzige Sohn seines steinreichen Vaters, zerrte nervös an seinem Augenglas und stotterte etwas von \$1500 eigenem Einkommen.

Fräulein Bella Mercutio lachte laut auf.

„Und wollen Sie etwa damit sagen, daß wir auf ein Jahreseinkommen von \$1500 heirathen sollen? Nein, lieber Jimmy, wenn ich schon der Bühne Balet sage, so thue ichs nicht um der Liebe in einer Hütte willen, mit Brot und Kaffee. Ich bin nicht von der romantischen Sorte Mädchen oder viellecht habe ich Sie nicht genug gern dazu. Diese Aussicht sagt mir keinesfalls zu, lieber Junge.“

„Aber, aber ich liebe Sie“, stammelte Jimmy. „Ich kann nicht ohne Sie leben, Bella. Sagen Sie, daß Sie mich auch ein klein wenig lieb haben — nur ein klein wenig, Bella!“

„Gewiß, ich habe Sie sogar recht lieb, recht lieb. Aber um Gottes Himmels willen, schauen Sie nicht so trauerweidenmäßig drein. Ich möchte Sie ja eher heute als morgen betrachten, wenn es ginge, aber es geht nicht. Sie sagen ja selbst, daß Ihr Vater nicht einwilligen würde.“

„Es haben schon Leute mit \$1500 jährlich geheirathet“, murmelte Jimmy.

„Aber ich bin nicht derart veranlagt. Ich bin zu selbstständig, zu realistisch — zu — was Sie wollen! Und nun trinten Sie Ihren Thee aus, lieber Freund und sagen Sie mir Adieu. Je länger Sie darüber nachgrübeln, desto weniger wird Ihnen die Sache gefallen und geschehen muß es doch.“

„Ich brauche keinen Thee“, brummte Jimmy und griff nach seinem Hut. „Und wenn Papa seine Einwilligung gäbe?“

„Dann wird Bella Mercutio die Ihre. Und nun Adieu, lieber Junge, ich habe um sechs Uhr Rendezvous mit einem Theateragenten und will mir ein Händchen aufputzen, um ihm den Kopf zu verdrehen.“

Sie hielt ihm ihre Wange zum Kusse hin und er ging.

Auf dem ganzen Wege grübelte er darüber nach, wie es wohl möglich sei, seinem Vater die Einwilligung abzuschmeicheln. Bella war aber auch gar zu materialistisch, und er mußte, so verliebt er auch war, eingestehen, daß sie das Praktische doch zu weit treibe. Gewiß, es war der harte Kampf um's Leben, den sie bisher gefochten, der sie veranlaßte das Ideale so in den Hintertgrund zu schieben, und er konnte sie ja nicht tadeln, nein. Wenn nur sein Vater etwas nachgiebiger wäre, wie glätlich könnte sie doch sein!

Sie hatten einander im Macready Club kennen gelernt, in jenem dramatischen Amateurlub, dessen hervorragendes Mitglied Jimmy Brennan gewesen. Bei der ersten Begegnung fing Jimmy Feuer und wurde erhit. Aber als sie davon Kenntnis erhielt, daß all seine Absichten von der Erlaubniß seines Vaters abhängig waren, leitete sie seinen Heirathsantrag rundweg ab, denn von einer heimlichen Ehe, erklärte sie, wolle sie nichts wissen und auf seines Vaters Einwilligung sei nicht zu hoffen.

Brennan senior zwar auch in der That der Letzte, der zu einem solchen Herzensbunde seine Einwilligung gegeben hätte. Denn er lebte nur seinen Büchern, Münzen und staubigen Manuscripten, und seit dem Tode seiner Gattin hatte er mit keinem anderen weiblichen Wesen gesprochen, als mit seiner Sekretärin, die dem alten Bücherwurm seit unendlichen Zeiten Schreiberdienste leistete.

Und zu diesem verknöcherten Weiberfeind sollte nun Jimmy hingehen und von seiner Liebe zu einer thaufrischen Couvrette sprechen. Undenkbar.

Am nächsten Tage pochte Jimmy mit strahlendem Gesichte an Bella's Thüre.

„Bella, haben Sie mit Ihrem Theateragenten ein Engagement abgeschlossen?“

„Nein.“

„Das freut mich, denn ich habe Ihnen eins anzubieten. Ich bin neugierig, ob Sie die Rolle werden spielen können. Sagen Sie, Liebling, wenn ich die Sache so einzuführen wünsche, daß Sie mit dem Papa in tägliche Berührung kämen, glauben Sie, daß es Ihnen gelingen würde ihn zu erobern und mit dem strahlenden Sonnenschein Ihres Lächelns die Eistrust seiner Härte zu schmelzen?“

„Ihm nämlich die Einwilligung zu unserer Heirath zu entlocken?“

„Ja, das mein ich, wenn er Sie liebgewinnt. Hören Sie mich an, Bella. Mein Papa hat einen weiblichen Sekretär, den möchte ich nun schleunigst entfernen und Sie an ihre Stelle setzen. Sie hätten nichts zu thun als nach seinem Diktat zu schreiben. Sehr langweilig, fürchterlich langweilig, aber sehr leicht. Fräulein Wilkins ist alt und brummig. Welch köstliche Veränderung wird also ihre junge, schöne Cousine für den alten Herrn bedeuten. Gleich einer Göttin vom Olymp wird sie in seine staubige Bibliothek hinuntersteigen.“

„Ich soll also als Cousine Ihres Fräulein Wilkins gelten? Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?“

„So, daß ich ihr Gehalt erhöhe unter der Bedingung, daß sie Ihnen ein Empfehlungsschreiben gibt, in welchem sie sich trant meldet und Sie mit der Stellvertreterin betraut. Was sagen Sie zu dem Plan?“

„Es klingt wie eine Postle, aber wenn's gelingt, — ich will's versuchen. Hoffentlich wird mir Ihr Herr Papa auch zahlen?“

„O gewiß, \$10 pro Woche.“

„Nur \$10? Ich dachte, daß der alte Herr im Golde schwimmt.“

„Ja, aber er sieht es nur gern herumschwimmen, nicht heraus. Uebri-gens handelt es sich hier um den Preis der zu gewinnen ist.“

„Nun gut, ich will's versuchen. Wenn Sie die einleitenden Schritte gehen können, lassen Sie mich's wissen.“

„Das geschieht noch heute Abend. Heute paß ich die Wilkins ab und bringe die Sache in Ordnung. Und jetzt, mein Lieb, seien Sie guter Dinge und geben Sie mir einen Kuß. Sie werden doch Mrs. Brennan, mein Wort darauf.“

Nächsten Morgen berichtete er schmunzelnd, Miß Wilkins habe sich durchaus nicht abgeneigt gezeigt, wöhenlich ein höheres Gehalt mit drei Monate Ferien zu acceptiren. Zum Dank dafür habe sie ein sehr warm gehaltenes Schreiben verfaßt, in welchem sie ihrem Bedauern darüber Ausdruck gibt, privater Verhältnisse halber auf einige Zeit plötzlich verreisen zu müssen, weshalb sie ihre Cousine als fähige Stellvertreterin sende.

„Sehr befähigt und intelligent“ — rief Jimmy begeistert — „und nun nehmen Sie den Kampf auf und siegen Sie. Wir nehmen sofort einen Wagen und ich warte an der Straßenecke den Erfolg ab.“

Eine halbe Stunde später zog die schöne Bella die Glode an Papa Brennan's Haus und Jimmy wartete geduldig. Nach Verlauf einer Viertel Stunde schlug er sich freudig schmunzelnd auf's Knie.

„Die Cousine hat den Posten angetreten. Die Trümpfe sind in ihrer schönen kleinen Hand. Heut Abend gehen wir ins Theater und nehmen irgendwo ein feines Souper zur Ehre des ersten Sieges!“

Am Abend legte sie Rechenschaft ab und gestand, der alte Herr sei Anfangs etwas unangenehm gewesen und sie habe gefürchtet, er werde sie vor die Thür setzen. Aber nachträglich that er überrassend rasch auf und war ganz liebenswürdig und höflich. „Er scheint nicht halb so brummig zu sein, als man ihm schildert, und sein Scherz war prima.“

„Er hat Ihnen Scherz zu trinken

gegeben?“ rief Jimmy überrascht — „Doch nicht den, mit dem gelbem Siegel?“

„Ich weiß nicht, was für ein Siegel drauf war, aber das weiß ich, daß er ein Bouquet gehabt hat — ah und die Leber!“

„Sie haben das Spiel gewonnen, Bella“, rief Jimmy überrascht. „Mir ist's, als hört' ich schon unsere Hochzeitsgloden.“

Ihre Berichte klangen von Tag zu Tag verheißungsvoller. Papa Brennan hatte ihr zu ihrer raschen Auffassung gratulirt. Papa Brennan hatte erklärt, sie bedeute für ihn entschieden einen Gewinn. Papa Brennan hatte geäußert, er wüßte wahrhaftig nicht, was er ohne sie thäte. Und Jimmy begann zu denken, es sei nun schon Zeit, die volle Wahrheit zu bekennen. Aber Bella fand es noch verfrüht und Jimmy verstand sich dazu, noch ein wenig zu warten.

Endlich, nachdem die Komödie ungefähr zwei Monate gedauert hatte, beschloß er eines Abends, daß nun die Bombe platzen müsse. Im selben Augenblick beachte ihm sein Diener ein Telegramm aus Saratoga, das folgendermaßen lautete:

„Lieber Junge! Ihr Vater und ich haben heute morgen geheirathet. Er hat sich so sehr an mich gewöhnt, daß er den Contract permanent machen wollte. Kränken Sie sich nicht, lieber Jimmy, und bewahren Sie Ihre Zu-neigung. Ihre Stiefmutter.“

Ein gewagtes Spiel

Die ulerlosen Flottenpläne des deutschen Kaisers haben jetzt wenigstens vorläufige Ufer erhalten. Dem Reichstage ist amtlich mitgetheilt worden, daß Deutschland sofort 5 große Panzerschiffe, 10 Kreuzer, 5 Dampfschiffe, je 2 Kanonenboote, Monitore und schwimmende Batterien und 22 Torpedoboote bauen muß. Kostenpunkt ungefähr 500 Millionen Mark.

Der Flottenminister versichert, daß Deutschland einer so starken Seemacht nicht nur zum Schutze seiner Handelsflotte und seiner Kolonien bedarf, sondern ganz besonders zur Vertheidigung seiner Küsten und Häfen. Er behauptet, die jetzt vorhandene Flotte würde im Großtheile nicht einmal die Blockade der deutschen Häfen vertheidern können. Wenn das richtig ist, so ist die Lage allerdings sehr ernst, denn Deutschland mit seinen 52 Millionen Einwohnern kann unter gewissen Umständen auf die Zufuhr überseeischer Lebensmittel vollständig angewiesen und mag ohne dieselbe einer Hungersnoth ausgesetzt sein. Neben der Möglichkeit einer allgemeinen Misere in Europa taucht auch die eines Krieges mit Rußland oder sonst einem europäischen Lande auf, aus welchem Deutschland einen großen Theil seiner Nahrungsmittel bezieht. Da wäre es denn freilich schlimm, wenn die Engländer oder Franzosen mit ihrer großen Flotte die amerikanischen Getreideschiffe abfangen und über das unglückliche deutsche Volk eine Seesperre verhängen könnten. Um einer so furchtbaren Gefahr vorzubeugen, sollte das deutsche Volk sozusagen mit Vergnügen eine einmalige Versicherungsprämie von 500 Millionen und eine jährliche von 100 oder mehr Millionen bezahlen.

Reich fragt es sich, ob Deutschland reich genug ist, um zu gleicher Zeit ein riesiges Landheer und eine große Kriegsschiff-Flotte zu können. Das ungleich reichere Großbritannien hat sich bisher fast ausschließlich auf die See verlegt, und ist deshalb im Stande, jeder Verstärkung der deutschen Flotte mit einer gleich großen Vermehrung seiner eigenen zu begegnen. Frankreich hat dem Namen nach ein noch größeres Heer, als Deutschland und eine fast ebenso starke Flotte, wie Großbritannien, aber ausländische so-wohl wie französische Sachverständige sagen voraus, daß sich im Kriegsfalle weder das französische Heer, noch die französische Flotte behaupten würde. Darum kann man es der nördeleindigen Opposition im deutschen Reichstage vielleicht gar nicht so übel nehmen, wenn sie sich dem Versuche, Deutschland auch zu einer Seemacht ersten Ranges zu erheben, mit dem Hintertage auf die verhältnismäßig geringe Steuerkraft des deutschen Volkes widersetzt. Die wahnsinnige Verschwendung, die beispielsweise in den Ver. Staaten getrieben wird, kann das deutsche Reich sich nicht gestatten.

Man sollte meinen, daß es nachgerade genug Sozialisten und „Umstürzer“ in Deutschland gibt, und die Regierung davor zurückschrecken müßte, die so ungenüßig vorhandene Unzufriedenheit noch zu steigern. Wird

aber dem Volke zugemüthet, zu seinen Militärlasten auch noch große Flottenlasten zu übernehmen, so wird ohne Zweifel eine noch größere Anzahl von sozialistischen Abgeordneten in den Reichstag einziehen. Soweit sich die Schacke aus der Ferne beurtheilen läßt, spielt der Kaiser ein äußerst gewagtes Spiel.

Die Biersteuer.

Schon wiederholt ist der Vorschlag gemacht worden, die Biersteuer um einen Dollar am Faß zu erhöhen. Und gerade jetzt, wo die Staatseinnahmen die Staatsausgaben nicht mehr decken, weil die Vergebung der Gelder mit der Abnahme der Einnahmen zunimmt, sind die unehrlichen und beschränkten Volksvertreter mehr als je auf dieses Projekt verfallen. Es ist natürlich, daß die „Volksvertreter“ auf Drängen des vermuderten Volkselementes, um die zerrütteten Finanzverhältnisse aufzubessern, immer wieder auf dasselbe Projekt zurückkommen. Um sich die Spitzbubenquellen nicht zu verstopfen, dürften die reichen Gauner nicht nach ihrem vollen Werth besteuert werden. Und so begeht man Ungerechtigkeiten und Gemeinheit gegen das biertrinkende Arbeitervolk. Es ist natürlich, daß dieses Volk der Finsterniß, daran festhält, die Fabrikation des gefunden und stärkenden Bieres zu erschweren, dem grünlischen Brantwein, dem Stoff des heimlichen Sufes, den ersten Platz einzuräumen. Die Bierbrauer und die Bierwirthe, ob groß oder klein, sind als die gemüthlichen Steuerzahler nicht nur die am pünktlichsten und am willigsten bezahlenden. Pünktlich zur bestimmten Stunde legen sie die Raubtaxe in Hände derjenigen, die sie wieder im Bagno vergeuden.

Während dem Brauer auch nicht ein einziges Pint Bier ungesteuert nachgeschoben wird, betriegen die reichen Wüßlinge Staat und Regierung jahraus, jahrein um die vollwerthige Steuer. Käme dieses Projekt, die Biersteuer um einen Dollar am Faß zu erhöhen, wirklich zur Ausführung, so wäre das abermals ein schändliches Verbrechen an dem armen Arbeitervolk. Es wäre ganz und gar unmöglich, daß die Brauer diese riesige Steuerhöhung allein tragen könnten. Sie würden also sicher den Preis um einen Dollar per Faß erhöhen. Diesen Dollar hätten dann die Wirthe zu bezahlen. Da aber die Wirthe neben allen niederrückigen und „gehässigen“ Einnahmen schon so wie so mit un-menschlichen Steuern belegt sind, so würden auch sie diesen Dollar nicht tragen wollen. So würde also zuletzt kein anderer bezahlen als der Arme, der Arbeiter und der kleine Geschäftsmann, der in diesem barmüthigen und verpömpften Lande keine andere Zerstreung hat, als daß er sich durch fünf oder zehn Cents Bier, die Grillen bestertrinkt.

Statt ein ehrliches, gerechtes und menschliches Steuerregime einzuführen, monach der Reich in Verhältniß zu seinem Vermögen besteuert und gezungen wird, die Lasten der Ausgaben nach dem Maße seines Reichthums mittragen zu helfen, anstatt die Raubgefäße der politischen Gaunerbeamten herabzusetzen und den Verhältnissen der Zeit anzupassen, greift man immer wieder gewissenlos und mit frecher Hand auf das alte System zurück, besteuert die Massen, bürdet ihnen alle Lasten auf und läßt das reiche Raubgesindel bei-nabe steuerfrei.

Gerechte Strafe.

„Halt's, i möcht' a mit!“ Diesen Ruf konnte man kürzlich auf dem Bahnhofe in Holzkirchen hören. Sicht da in einem Zug, der vom München nach Holzkirchen fuhr, ein strammer Bauer mit seiner Ehehälfte.

Blöthlich heißt es in Holzkirchen: „Umfeigen! Ublig = Rosenheim!“ Sie freigen um und die Bäuerin sagt zum Bauern: „Hol' a schwind a Halbe und a Wurscht!“ Der Bauer sagte: „Der Zug fährt gleich weiter, wir haben nicht Zeit.“ Kurz entschlossen sagt die Bäuerin: „Nachher hol' i's selber.“

Als sie von der Restauration mit zwei Halbgläsern und zwei Wirthen zurück kam, war der Zug schon im Gehen. Aus Verbestärkten schrie sie: „Halt's, laßt mi aa mit!“ Allein der Zug hielt nicht mehr. Der Bauer schaute zum Fenster heraus und sagte: „Herr, vergelt's Gott, jetzt hab i met Alte auf a paar Stunden angebracht!“